31. 12. 1905.

Behring

Geh.

DIE WIEDERHERSTELLUNG

DES

MARIENBURGER SCHLOSSES.

VON

Dr. C. STEINBRECHT,
KÖNIGL. BAURATH.

MIT 9 ABBILDUNGEN.

BERLIN 1896.
VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN.
(GROPIUS'SCHE BUCH- UND KUNSTHANDLUNG.)

Sonderdruck aus dem Centralblatt der Bauverwaltung. Jahrgang 1896.

Nachdruck verboten.

Malbork

E 3315 III

DIE WIEDERHERSTELLUNG

DES

MARIENBURGER SCHLOSSES.

VON

DR. C. STEINBRECHT,
KÖNIGL. BAURATH.

MIT 9 ABBILDUNGEN.

BERLIN 1896.
VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN.
(GROPIUS'SCHE BUCH- UND KUNSTHANDLUNG.)

1905:1731

35055
MIEJSKA WYPOŻYCZALNIA W ELBLĄGU BIBLIOTEKA PUBL.
54914
6176
532
CZYTELNIA REGIONALNA
IV-9
Malbork

Sonderdruck aus dem Centralblatt der Bauverwaltung. Jahrgang 1896.

Nachdruck verboten.

Stadt Bücherei Elbing

Die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses.*)

Im Beginn des 13. Jahrhunderts, als Deutschland unter dem Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. die Vormacht des Abendlandes war, sah man aus allen Gauen des Reiches beherzte Kreuzfahrer ostwärts ziehen, um das Land am Unterlauf der Weichsel, aus welchem 1000 Jahre zuvor die Germanenstämme sich erhoben hatten, dem Christenthum und deutschem Einflufs zu gewinnen. Die Seele dieser grofsen Unternehmung war der deutsche Ritterorden, die „Brüder vom deutschen Hause", wie sie sich schlicht nannten, jene merkwürdigen Männer, welche — um an Treitschkes Worte anzuknüpfen — schlichte Frömmigkeit und tollkühnen Kriegsmuth, strenge Wirthschaftlichkeit und staatsmännischen Weitblick in ihrem Wesen wunderbar vereinten und lange Zeit eine schwärmerische Verehrung im deutschen Vaterlande genossen. Ihr Verdienst ist es, dafs jene Kämpfe und Gründungen an der Ostsee nicht wie alle übrigen Kreuzzüge ergebnifslos verliefen, sondern den Deutschen dauernd einen Herrschaftsantheil an der Ostsee wieder verschafften, ohne den sie sich politisch nicht völlig entwickeln können.

Eine der Hauptburgen und Pflanzstätten deutscher Cultur, welche die Ritter in dem eroberten Pruzzenlande aufrichteten, war die Comthurei Marienburg an der Nogat: eine Wegeburg auf der Weichselstrafse zwischen Thorn und Elbing.

Als der Orden nach dem Fall der syrischen Kreuzfahrerfeste Accon (1291) sein Wirkungsfeld im gelobten Lande verloren hatte, vereinigte er seine Kraft und Aufmerksamkeit auf die preufsischen Besitzungen und baute dieselben zu einem festen Staatswesen aus. Auf die Marienburg fiel damals (1309) die Wahl als Ordens-Haupthaus und Residenz der Hochmeister, und ihr kamen vorzugsweise Glanz und Ansehen zu gute, welche während eines Jahrhunderts den preufsischen Ordensstaat als Vormacht des nordischen Ostens auszeichneten.

Aber des Ordens militärisch-mönchische Verfassung, welche ihm die unwiderstehliche Kraft in Kampf und Eroberung gegeben hatte und die Quelle seiner grofsen wirthschaftlichen Erfolge war, versagte ihm die Entwicklung jener Herrschertugenden der Fürsorglichkeit, Mäfsigung und Gerechtigkeit, welche bewirkt hätten, dafs die zu hoher Entwicklung vorgeschrittenen Städte und Stände Preufsens Vertrauen zur Ordensherrschaft gefafst hätten, an sein Interesse geknüpft wären: Nicht die gegen die vereinte Macht Polens und Litthauens verlorene Schlacht bei Tannenberg (1410), nicht

*) Nach einem Vortrage des Herrn Baurath Dr. Steinbrecht, gehalten auf der XII. Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine in Berlin am 31. August 1896.

innere Kraftlosigkeit, die durch Entsittlichung entstanden wäre, stürzten den Orden, sondern das unüberwindliche Mifstrauen, der hafserfüllte Verrath der eigenen Unterthanen lähmten seine Macht und liefsen eine Ordensprovinz nach der anderen an die nichtdeutschen Nachbarn verloren gehen. So kam der westliche Theil Preufsens mit der Marienburg 1466 unter polnische Oberhoheit, während der östliche Theil mit Königsberg vor dem gleichen Schicksal nur dadurch gerettet wurde, dafs die Ordensherrschaft in eine weltliche verwandelt (1525) und später der Anschlufs an die Mark Brandenburg durchgesetzt wurde. Von nun an fiel den Hohenzollern die Sorge für die deutsche Sache im Nordosten zu, und ihre jahrhundertlange Arbeit hatte den Erfolg, dafs Friedrich der Grofse 1772 auch den westlichen oder Marienburgischen Theil Preufsens unter sein Scepter brachte und so wieder mit deutschen Stammlanden vereinte. Unter preufsischer Herrschaft erlebte die neue Provinz noch einmal schwere Zeiten: während des französischen Krieges 1807—1813. Die Marienburg war schon vorher fast das Opfer platter Nützlichkeitsbestrebungen geworden; als aber mit der Wiedererhebung Preufsens in den Freiheitskriegen Verständnifs und Theilnahme an deutscher Vorgeschichte sich allenthalben Bahn brach, erkannte man auch den geschichtlichen und baukünstlerischen Werth der Marienburg und begeisterte sich seitdem für ihre Erhaltung und Wiederherstellung.

Die Wandlungen, welche das Bauwerk im Laufe seiner wechselvollen Geschichte durchmachte, erläutern sich am besten durch einige Skizzen. Die erste vom Landmeister Konrad v. Thierberg 1280 erbaute Comthurei Marienburg (Abb. 1) bestand im Kerne aus einem festen Conventshaus. Darin lagen nach der geschützten Vorburgseite die Capelle und der Capitelsaal, nach der Nogat zu die Wohnung des Comthurs und, wie man nach anderen Beispielen vermuthen darf, ein Absteigequartier für den Landmeister, im Südflügel der Conventsremter, im Ostflügel das Dormitorium. Unter diesen Diensträumen zogen sich doppelte Keller hin und oben Speicher und Wehrgänge. Süd- und Ostflügel waren nicht zur ganzen Höhe ausgebaut, vielmehr lehnte ihr Dach pultartig an die äufsere Schlofsmauer an. Den inneren Hof umgab ein Kreuzgang, zum Theil aus Holzwerk. Nach dem Wasser hin trat auf Bogen ein Gang aus und führte zu dem Cloakenthurm, dem Dansker, welcher über ein schnellfliefsendes, die Spülung besorgendes Mühlgerinne hinweggebaut war. Die Vorburg enthielt Stallungen und Wirthschaftsgebäude, denn die Comthurei hatte umfangreichen Landbesitz zu bewirthschaften.

Als die Marienburg 1309 Ordenshaupthaus und Residenz der Hochmeister wurde, erfuhr sie einen gründlichen Umbau (Abb. 2). Das Conventshaus mufste eine gröfsere Besatzung von Conventsherren aufnehmen; seine Hauptdiensträume sollten auch bei den gröfsten Capiteltagen und bei feierlichen Hochmeisterküren ausreichen. Daher wurde zunächst der Capitelsaal durch Hinzunahme eines Nebenraumes vergröfsert und höher eingewölbt, dann im Westflügel unten zu der alten Küche eine neue geräumigere Conventsküche und oben neben der Wohnung des Hauscomthurs oder „kleinen“ Comthurs (im Gegensatz zum Grofscomthur) diejenige des Oberst-Trefslers, des Hauptschatzmeisters des Ordens, hinzugefügt. Süd- und Ostflügel erhielten einen den ersten beiden gleichwerthigen Ausbau: unten mächtige Keller, im Hauptgeschofs ausgedehnte Schlafsäle und oben im Südflügel zwei schöne Säle: das auf sieben Pfeilern gewölbte Refectorium und daneben die Herrenstube, einen Raum zu gemeinsamem wohnlichen Aufenthalt der Conventsbrüder; zuletzt wurde die Capelle um das doppelte über die

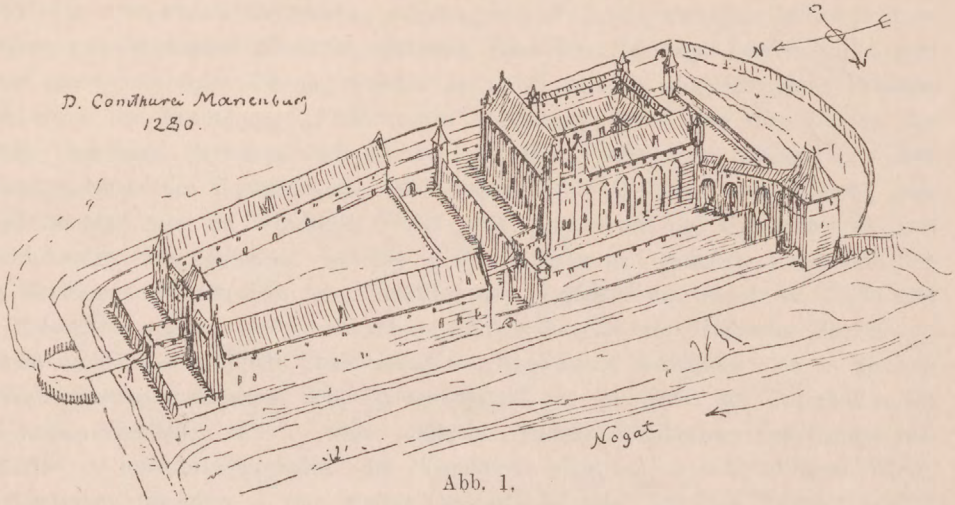


Abb. 1.

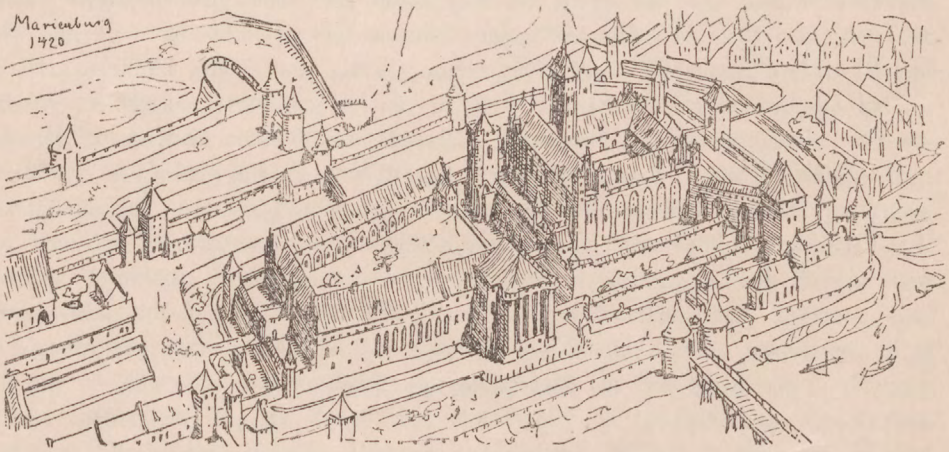


Abb. 2.

Chormauern hinaus verlängert, darunter eine Gruftcapelle für die Hochmeister gewölbt und daneben ein schlanker Glockenthurm in die Höhe getrieben, welcher zugleich den Zwecken eines Beobachtungsthurmes für die Schlofsumgebung zu dienen hatte. Durch das Vorschieben des Kirchenchores hatten die Wehrgänge des Hochschlosses unten wie oben eine Unterbrechung erlitten, und die Stelle zwischen beiden Schlofskörpern gab feindlichen Angriffen allzusehr Vorschub. In diese Lücke stellte man daher einen mächtigen Thurm, welcher nach den in ihm untergebrachten Priesterwohnungen die Benennung „Pfaffenthurm“ bekommen hat. Von der Vorburg des ersten Comthurei-Geweses blieb nichts. An ihre Stelle traten Palast und Hofhaltungsgebäude des Hochmeisters. Wir finden da im Ostflügel weite Räume, „die Gastkammern“, und im Nordflügel Wohn- und Diensträume des Grofscomthurs, des zweithöchsten Ordensbeamten, welcher in den inneren und äufseren Angelegenheiten des Meisters erster Berather, in Nothfällen sein Vertreter und meist der Nachfolger im Meisteramt war. — Im Nebenamt verwaltete derselbe die Comthurei Marienburg, welche nach Besiedlung und Eindeichung der fruchtbaren Weichselwerder zu grofsem Wohlstand stieg und neben dem Conventsbedarf ein gut Theil des Unterhaltes für den hochmeisterlichen Hof — wozu aufserdem andere Amtsbezirke des Landes beisteuerten — aufzubringen hatte. Im Westflügel folgt — von den nöthigen Wirthschaftsräumen begleitet — ein weiter Saalbau, in alter Zeit des Meisters grofser Remter oder die Ritterstube genannt, und dann der Palast selbst mit einer Reihe schöner Innenräume und dem wuchtigen, vielbewunderten Sommerremter, dessen Kronen stolz über Strom und Niederung schauen. Um diese beiden Hauptbaukörper, das hohe Conventshaus und des Hochmeisters Palastschlofs, legten sich Terrassen, Mauern und Gräben; dann folgten geräumige Vorburgen mit Werkstätten, Speichern und Wirthschaftsgebäuden, und wieder umständliche, weit vorgeschobene Sicherungswerke. Vergegenwärtigt man sich dieses alles mit Hülfe der heut noch vorhandenen Reste, der alten Abbildungen und Aufzeichnungen im Bilde, so sieht man, dafs das alte Burgweichbild gröfser war als die angrenzende Stadt Marienburg selbst. Belehrend für die Gröfsenvorstellung ist es, im Essenweinschen Werke über die Kriegsbaukunst, wo alles in einheitlichem Mafsstabe gezeichnet ist, zu vergleichen, wie die Marienburg an Umfang alle anderen Burgen des Mittelalters bei weitem schlägt. Zum Verständnifs der nächsten Umgebung der Hauptgebäude sei hier erwähnt: das neue Thor und das Schnitzthor, durch welches der Zugang zum Schlofs von der Landseite her vermittelt wurde; die noch jetzt stehenden Vorburggebäude Karwan und Lorenzcapelle; auf der Wasserseite das Brückthor, Nikolausthor und Schuhthor, jenes zur Nogatbrücke führend, dieses den Ausgang zur Stadt bildend, welch letztere ja auch nur als eine Vorburg des Schlosses aufzufassen ist. So stand die Marienburg im 14. Jahrhundert da, als Zeuge und Schauplatz der grofsen Tage des Ordens unter den rühmlichsten Meistern Dietrich v. Altenburg, Winrich v. Kniprode, Konrad v. Jungingen, Heinrich v. Plauen u. a. — Man begreift schon, wie bei seinem Sturz der Orden mit beispielloser Zähigkeit um sein Haupthaus kämpfte und dafs dessen Verlust auf alle folgenden Meister in Preufsen besonders entmuthigende Nachwirkung übte.

Die nun eintretende Polenzeit (1466—1772) fand nicht Anlafs, zur Erhaltung der Marienburg viel aufzuwenden. In Friedenszeiten herrschte in den deutschen Städten der Kampf gegen polnische Vergewaltigung, bei Kriegsläufen ward das Land vollends von Freund und Feind, von Polen und deren Gegnern mifshandelt. Brand

und Plünderung, Wetterunbilden und Abbruch machten das Schlofs bald zu einem unansehnlichen Steinhaufen, und der schliefsliche trostlose Gebäudezustand entschuldigt wohl etwas die nachtheiligen baulichen Aenderungen zu Caserne und Magazin, welche in wohlmeinender Absicht zwar, doch leider dem Denkmalwerth zum Schaden in der preufsischen Zeit nach 1772 vorgenommen wurden. Nach solchen Schicksalen war es nicht jedermanns Sache, in der Marienburg noch ein Kunstdenkmal zu sehen (Abb. 3). Das Hochschlofs war mit Ausnahme der Kirche und Capelle förmlich ausgeweidet, und mit den herausgeschlagenen Gewölben und Wänden die Keller verschüttet; wo sich ehemals stolze Remter wölbten, waren enge Schüttböden eingezimmert, todtenhausartige Lukenreihen eingebrochen, innen und aufsen alles mit Putz überzogen. Die Stelle der Kreuzganghallen nahm ein Holzflur ein mit vielen engen Stockwerken, und über das Ganze spannte sich ein flaches, nüchternes Dach. Auf Höfen und Terrassen lag der Schutt von Giebeln und Dächern meterhoch. Die Wehrgangmauern und Vorbauten waren gröfstentheils in die Gräben gekippt oder Dämme damit geschüttet. Zwischen Hochschlofs und Mittelschlofs hatte sich um 1670 ein plumpes Gebäude, ein Jesuitencolleg eingedrängt, und durch die Hochmeistergruft führte ein öffentlicher Verkehrsweg. Vom Mittelschlofs waren Ostflügel und Nordflügel einer gleichen Verspeicherung wie das Hochschlofs anheimgefallen, flache Nothdächer, welche stets in Unordnung und leck waren, trugen recht zum verwahrlosten Aussehen bei, überall hatten schmutzige Kathen und Ställe sich in Schlofsnähe eingenistet. In den stolzesten Hallen des Hochmeisterpalastes war eine zellenartige Eintheilung getroffen, und Weberwerkstätten waren darin untergebracht; und gerade wollte man auch hier zur Kornspeichereinrichtung übergehen, als 1803 in einem damals vielgelesenen Blatte, „dem Freimüthigen“, ein Aufsatz des Dichters Max v. Schenkendorff erschien, welcher diese thörichten Umbauten schonungslos brandmarkte und mit Worten, die zu Herzen gingen, für das mifshandelte Denkmal eintrat. Zu gleicher Zeit erregte in der Kunstlitteratur ein Werk Aufsehen: die Gilly-Frickschen Kupferätzungen und Beschreibungen von der Marienburg, welche den Zustand vor den letzten Zerstörungen mit grofsem Fleifse und künstlerischer Auffassung wie in Vorahnung eines wichtigen Rettungswerkes festgehalten haben und viel zur Verbreitung des Verständnisses und der Theilnahme für diesen Bau beitrugen. — Diese Stimmen aus Künstler- und Patriotenherzen brachten nun für Marienburg den Wendepunkt zum Bessern. Noch im Jahre 1804 ward durch Königliche Cabinetsordre die Erhaltung des Schlosses als eines vorzüglichen Baudenkmals befohlen, 1806 wurden Ausbesserungen der schadhaften Dächer vorgenommen, und gleich nach den Freiheitskriegen leitete der Ober-Präsident v. Schön energisch die ersten Wiederherstellungsarbeiten ein (1815).

Man begann mit der sehr mühsamen Feststellung der durch allerlei Kauf- und Erbpachtsverhältnisse, Uebergriffe und Verjährungen unklar gewordenen Eigenthumsgrenzen des Schlosses, säuberte die noch erhaltenen Keller und Gewölbe vom Schmutz der Jahrhunderte, ging dann zur baulichen Ausbesserung und Ausschmückung der noch nicht eingeschlagenen Remter und Gemächer des Hochmeisterpalastes über und wagte sich schliefslich, wenn auch mit weniger günstigem Erfolg, an den äufserlichen Aufputz derjenigen Theile des Mittelschlosses, welche im Innern schon zerstört waren und deshalb keinen rechten Aufschlufs über die ehemalige äufsere Formgebung boten (Abb. 4).

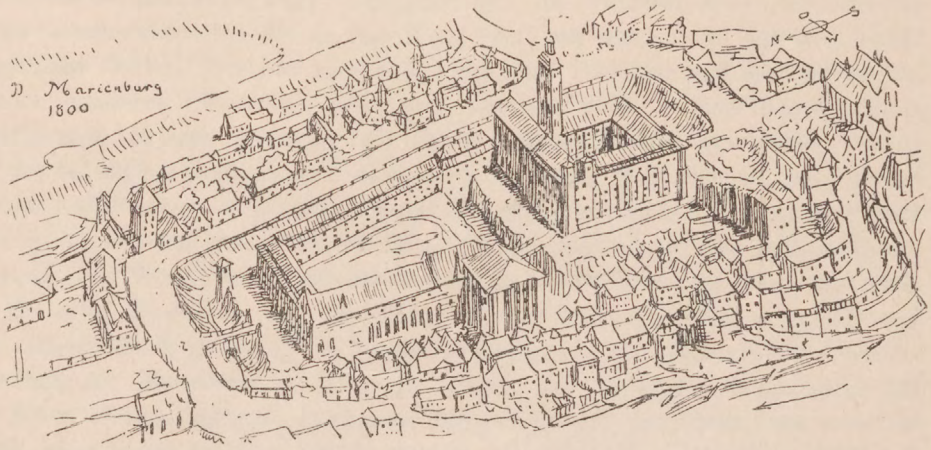


Abb. 3.

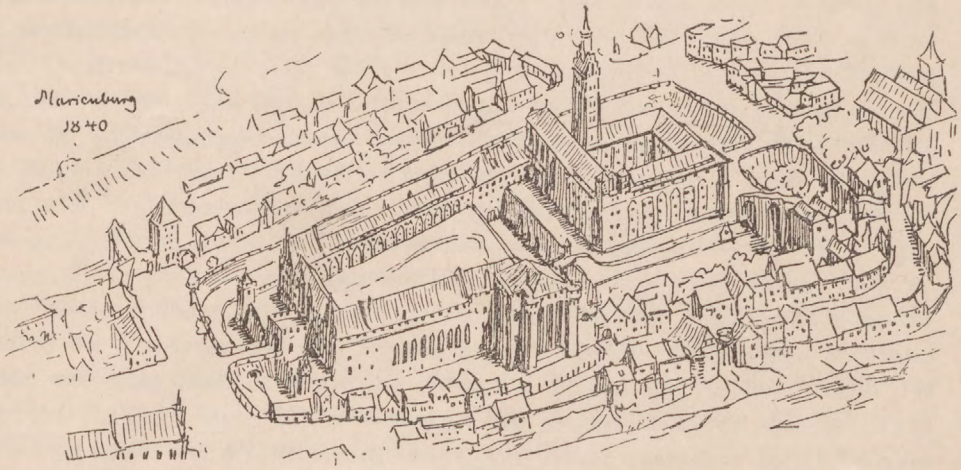


Abb. 4.

Die Leistungen dieses ersten Herstellungs-Abschnittes — etwa 1815 bis 1848 — hat man bald überschwänglich gelobt, bald etwas zu absprechend beurtheilt. Bewunderung verdienen die Begeisterung, der Opfersinn und die Thatkraft, mit welchen in der Zeit arger Kriegsverarmung fast ausschliefslich aus freiwilligen Beiträgen so Umfangreiches und Aufwändiges geschaffen ist. In höchstem Mafse anzuerkennen ist die Selbstlosigkeit und der geschichtliche Sinn, mit welchen bei den noch irgend erkennbaren Theilen, z. B. den grofsen Remtern, dem Palastflur und der Palastfaçade, lediglich erhaltend vorgegangen ist. Dafs man sich nicht an eine Herstellung der aufgefundenen farbigen Bemalung der Räume wagte, sondern alles weifs tünchte und das so schöner fand, darüber wollen wir so streng nicht richten, denn erstens war das Aufgefundene doch etwas unscheinbar, und dann sind wir in diesem Punkte selbst noch nicht immer auf sicherer Höhe. Selten hat übrigens eine bauliche Unternehmung ihre Würdigung durch Schriftwerk in so künstlerischer Form gefunden, wie die erste Herstellung der Marienburg in dem formvollendeten, begeistert und doch sachverständig geschriebenen Werke des Dichters v. Eichendorff „Die Wiederherstellung der Marienburg 1840“. Es beseelt uns die gleiche Begeisterung für jene Zeiten idealen Strebens; gleichwohl haben wir heut die Pflicht, uns auch die Mängel jener ersten Arbeiten klar zu machen. So fühlen wir jetzt lebhaft die Uebelstände, welche daraus entstanden, dafs man die Fenster zur Anbringung von Wappen, Namen und Sinnbildern an die Beitragspender freigab. Dadurch ist, neben wenigem Guten in Meisters Sommerremter, doch ein Durcheinander wunderlicher Ergüsse und stümperhafter Glaserarbeiten entstanden, welche mit der Marienburg und ihren grofsen Erinnerungen nicht den rechten Zusammenhang haben, in ihrer Aufdringlichkeit vielmehr stören. Und doch beschränkt die Rücksicht auf die Stifter uns die Freiheit, wünschenswerthe Veränderungen vorzunehmen. Ueble Folgen hatte es auch, dafs die archäologische Forschung mit den Bauausführungen nicht genug Hand in Hand ging. Die Archäologen (Voigt, Häbler) machten ihre Entdeckungen in den Schätzen der Archive, vermochten aber die Ortsbeziehungen nicht immer richtig auszulegen, weil ihnen die baulichen Anschauungen nicht geläufig genug waren; und die Architekten (Schinkel, Stüler, Gersdorff) empfanden jene Entdeckungen nicht tief genug nach, oder, wo ihnen solche nicht gleich zur Hand gingen, schufen sie nach den damaligen, dürftig bestellten Anschauungen über mittelalterliche Kunst. Gleich anfangs z. B., als noch kein Bautechniker, sondern der Pfarrer Häbler und der Bürgermeister Hüllmann die Aufräumungsarbeiten im Schlosse leiteten, rifs man ohne weiteres die Vorbauten und die Treppen auf der Hofseite des Hochmeisterpalastes nieder, weil man dieselben wegen des polnischen Königswappens über der Thür für polnische Zuthaten hielt. Ein beklagenswerther Irrthum: Wie aus den Gillyschen Aufnahmen, aus den Abbruchtheilen des vermeintlichen polnischen Portals und aus den alten Gebäudebeschreibungen jetzt bewiesen ist, haben die Erneuerer von 1815 wichtige Bestandtheile des mittelalterlichen Palastes und seines Zuganges, der durch eine stattliche Freitreppe vom Schlofshofe vermittelt war, in blindem Eifer beseitigt, ohne vorher Aufzeichnungen gemacht oder sich schriftliche Rechenschaft darüber gegeben zu haben. In die Raumbenennung bürgerte sich Verwirrung ein: die alten Ordensrechnungen erwähnen z. B. oft in Verbindung mit vielfachen Kunstwerken und Remtern „des Meisters Sommerhaus“. Hieraus dachten sich die Ausleger ein zweites hochmeisterliches Sommerschlofs zurecht, welches in den Gärten irgendwo bei Marien-

burg gelegen habe. (Voigt: „Das Stillleben des Hochmeisters“.) Ein aufmerksamer Vergleich aber jener Nachrichten unter sich, mit den Ueberlieferungen und mit den Raumverhältnissen des Hochmeisterpalastes läfst ohne Mühe erkennen, dafs jener stattliche, nach der Nogat schauende Remter diese Benennung „Sommerhaus“ trug. Danach ist die hochmeisterliche Gartenvilla hinfällig, und die in unserem Jahrhundert aufgekommenen Raumbezeichnungen des Schlosses und die bisherigen Anschauungen über das Leben und Treiben im Schlosse und am Hofe des Meisters müssen sich vielfach Aenderungen gefallen lassen. Am wenigsten in baulicher Hinsicht ist die Art zu vertheidigen, wie man aufsen Meisters grofsen Remter, ferner den Nord- und Ostflügel des Mittelschlosses mit Zinnen, Thürmchen, Balconen und Thoranlagen ausstaffirte, welche ganz vertheidigungswidrig sind, nie vorhanden waren, vielmehr nur eine unwürdige Theatergothik genannt werden können; und natürlich, je mehr man sich von den noch leidlich erhaltenen Hochmeisterremtern entfernte, desto gröfser wurde die Gefahr solcher Spielerei.

Diesen verderblichen Abwegen wurde zum Glück in den vierziger Jahren Halt geboten durch eine scharfe Kritik des Herrn v. Quast, des damals eben ernannten preufsischen Conservators der Kunstdenkmäler. Quasts Schriften über die Marienburg, erschienen 1849 bis 50 in den neuen Preufsischen Provinzial-Blättern, führten eine neue Art der Denkmalforschung ein; sie zeigen scharfsinnige Beobachtung der baulichen Merkmale und folgerichtige Anwendung geschichtlicher und urkundlicher Nachrichten. Noch heute fufsen wir in Marienburg auf den Grundlagen, welche er in Zeitstellung und Werthschätzung der einzelnen Bauten und Bautheile auffand, und seine zeichnerischen Vorschläge, wie bei der Herstellung des nördlichen Kreuzganges im Hochschlofs bezw. bei Beschaffung eines würdigen Zuganges zu der noch erhaltenen Schlofscapelle zu verfahren sei, haben erst den rechten Ueberzeugungsmuth und den Ausgangspunkt gegeben für die Wiederaufnahme des Herstellungswerkes in unseren Tagen.

Im Jahre 1879 begannen dazu die Vorarbeiten (ausführliches darüber im Centralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. 1882, S. 9 u. f.), und 1882 erhielt das Unternehmen durch den damaligen Cultusminister, jetzigen Ober-Präsidenten Excellenz v. Gofsler, welcher sich dabei auf eine weit über die Ostprovinzen hinausreichende volksthümliche Strömung stützte, die bauliche Verwirklichung. Bei diesem zweiten und gegenwärtigen Erneuerungsunternehmen haben die Vorbereitungs- und Ausführungsfragen in der Hand einer Commission gelegen, in welcher vornehmlich thätig waren: 1. für Verfassung und Finanzwirthschaftliches der Geheime Ober-Regierungsrath Polenz und dessen Nachfolger v. Moltke, 2. für die bauverwaltliche und künstlerische Seite: Ober-Baudirector Dr. Spieker, Geheimer Ober-Regierungsrath Dr. Jordan, Wirklicher Geheimer Ober-Baurath Prof. Adler, Conservator der Kunstdenkmäler Geheimer Ober-Regierungsrath Persius, Stadtbaurath Geheimer Baurath Blankenstein sowie die zuständigen Beamten der Regierung in Danzig, Geheimer Baurath Ehrhardt und Schreiber dieses. Glücklicherweise erfreute sich diese Zusammensetzung der Mitwirkenden eines langen Gleichbestandes. Das war nicht unwesentlich, denn es galt, mehr als es bei Neubauten der Fall zu sein pflegt, besondere Schwierigkeiten zu überwinden, lange Erfahrungen zu sammeln und verantwortliche Schritte zu vertreten.

Zwischen neubauen und wiederherstellen ist ja ein eigner Unterschied. Bei einem Neubau schliefst der Architekt wohl seine Formensprache irgend einer ge-

schichtlichen Stilart an, etwa der Gothik oder der Renaissance. Dennoch aber behält seine Leistung die Kennzeichen seines eigensten persönlichen Könnens und Empfindens und spiegelt ganz untrüglich die Anschauungen der Zeit und Umgebung wieder, in welcher er lebt. Bei der Wiederherstellung eines Baudenkmals soll dagegen nicht blofs die äufsere Form, sondern das Wesen und Empfinden einer um Jahrhunderte zurückliegenden Zeit gelernt und wiedergegeben werden. Das ist in der That so umständlich und schwierig, dafs man sich über die häufigen Mifserfolge bei Denkmal-Erneuerungen nicht zu wundern hat und das Wiederherstellen nur als nothwendiges Uebel gelten lassen darf. Vor etlichen Jahren hat der Verband deutscher Architekten und Ingenieur-Vereine die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses lebhaft angeregt, und doch wird es jetzt mit Genugthuung begrüfst, dafs man sich dort trotz manchen drohenden Schadens ausschliefslich auf ein Erhalten des Bestandes zu beschränken gedenkt: man will durch gute Entwässerung oben und unten der Zerstörung der Ruinen möglichst Einhalt thun, die werthvollen Bildhauerarbeiten durch Gründung eines Abgufsmuseums erhalten und dem Studium ausreichend zugänglich machen; mit Hülfe jener Abgüsse gedenkt man wichtigste abgängige Theile durch ebenbürdige Nachbildungen ersetzen zu können.

Warum konnte man nach solchen Grundsätzen nicht auch in Marienburg vorgehen? Das mag durch Gegenüberstellung der grundverschiedenen Bedingungen dort und hier beantwortet werden. Die eigenartige Schönheit des Heidelberger Schlosses beruht wesentlich in der malerischen Wirkung der Ruinen und in deren landschaftlich bevorzugter Lage. Eine völlige oder theilweise Wiederherstellung des Schlosses würde diese Reize vernichten. Dabei liegen die künstlerischen Formen der einzelnen Bautheile in der Ruine völlig erkenntlich zu Tage: selbst eines Laien Vorstellungskraft reicht hin, um sich daraus einen Begriff von der ehemaligen Gestalt und Herrlichkeit zurecht zu bauen. Die Marienburg dagegen war, wie wir gesehen, zum Kornspeicher erniedrigt, zum nüchternen überputzten Steinkasten, an dem das schärfste Auge, die kühnste Phantasie machtlos abglitten. Ringsum starrte das Bauwerk vom Schmutz der Verwahrlosung und ragte schwer über Aecker und Triften der Niederung hervor: ein packender Eindruck, aber verbunden mit einer drückenden Empfindung, dafs hier arge Vernachlässigung an dem Bau und an der deutschen Sache gut zu machen sei!

Ohne Frage ist der geschichtliche Hintergrund der Marienburg ein wichtigerer und wuchtigerer als der Heidelbergs. Am Heidelberger Schlosse kommen (neben dem Geschichtsvorgange der Zerstörung) Geschichte und Kunstbestrebungen der Glieder einer erlauchten Herrscherfamilie zum Ausdruck, aber immerhin nur innerhalb einer engeren Zeitgrenze. Das sind zwar hervorragend schöne, aber mehr oder weniger nach Willen oder Eingebungen einzelner Männer aneinander gereihte Bauten, wie sie, jeder in ähnlichen Vorbildern, auch sonst in Süddeutschland erhalten sind. Wir würden also mit dem hergestellten Heidelberger Schlofs nichts für Belehrung und Genufs gerade unentbehrliches eintauschen. In der Marienburg dagegen verkörpert sich das Wesen des aus ganz Deutschland hervorgegangenen Ordensstaates, die Geschichte des deutschen Ostens überhaupt. Wie den Orden einheitlicher Wille, starkes Selbstbewufstsein und fromme Verinnerlichung auszeichneten, so fügte sich in dem Ordenshaupthaus folgerichtig Bau an Bau; es geht ein kühner Zug durch Mafsstab und Constructionsweise; da ist jeder Raum durch sorgfältigen, sinnigen

Schmuck beschaulich und vornehm gestimmt. In dieser Stätte vereinigen sich viel wichtige Erinnerungen vaterländischer Geschichte und zahllose Fäden cultureller Arbeit; von hier gehen stete Anregungen für patriotischen Sinn, für Bethätigung in Kunst und Technik wieder aus. Es ist mit einem Wort ein Schöpfungsbau, und den müssen wir uns mit allen Mitteln handgreiflich wiederherstellen: nicht blofs verständlich für den Kenner, sondern anschaulich für das Volk, damit das Deutschthum auf dem strittigen Boden an der Weichsel sich seines älteren Heimathsrechtes und seiner höheren Culturaufgaben bewufst bleibt.

Schliefslich liegen auch die technischen Bedingungen für eine archäologisch getreue Erneuerung in Marienburg günstiger als in Heidelberg. In Heidelberg fehlt zu viel Gemäuer. Das Schlofs liegt zu lange bereits in Ruinen. Wetterunbilden und Materialverschleppungen nahmen es zu sehr mit. Von dem inneren Schmuck, in der Renaissancekunst nur locker mit dem baulichen zusammenhängend, ist wenig übrig geblieben, und schriftliche Quellen geben keinen genügenden Aufschlufs. Die Bildhauerarbeiten der Renaissance sind zu sehr individuelle Kunstleistungen, als dafs sie ohne unverhältnifsmäfsige Zeit- und Geldopfer genügend echt wiederempfunden und ergänzt werden könnten. Dagegen gab ein Backsteinbau wie die Marienburg kein lohnendes Abbruchmaterial; der Bestand an Mauern ist daher gröfser geblieben. Sie lagen auch mit geringer Ausnahme immer unter Dach. Die bei Umbauten herausgeschlagenen Zierrathen und Formen blieben als Füllmaterial in Mauerhöhlen, Kellern und Gräben liegen und können aus dem Schutt wieder hervorgezogen werden. Da die Marienburg in der Ordenszeit eine musterhafte, verantwortliche Verwaltung hatte, auch in polnischer Zeit als „Königsschlofs“ unter fortwährender Aufsicht stand (vgl. die Mittheilungen über die polnischen Inventare im Centralbl. d. Bauverw., Jahrg. 1890, S. 183), so sind Amts-Inventare, Gebäudebeschreibungen und Wirthschaftsrechnungen zur Genüge vorhanden, in denen die ehemaligen festen wie beweglichen Einrichtungen verzeichnet sind. Die Ausstattungen mittelalterlicher Räume: die Malereien, der Bildhauerschmuck, ja selbst das bewegliche Holzwerk und die Möbel fügen sich von vorn herein enger an den Bau an, und ihre Spuren verwischen sich nicht leicht; auch sind die Kunstformen der Gothik, obwohl ihnen eigenartige Schönheit nicht fehlt, doch schematischer und darum bei einigem Fleifs leichter nachzuempfinden und nachzubilden als diejenigen der üppigen Renaissancekunst.

Versprechen nun die aufgezählten Umstände für das Marienburg-Unternehmen von vorn herein ein günstiges Gerathen, so bergen sie doch anderseits wieder manche Schwierigkeiten. Es mufs doch an einer so hervortretenden geschichtlichen Stätte mit genügenden Kenntnissen der einschlägigen Staaten- und Culturgeschichte gearbeitet werden. Die Berücksichtigung archivalischer Quellen und baulicher Denkmäler ist in weitgehendem Mafse nothwendig. Am Orte und an verwandten Burgstätten müssen gründliche Untersuchungen, Ausgrabungen und Aufnahmen erfolgen; Arbeitsräume für Sichtung und Aufstellung der Fundstücke sind anzulegen; nicht minder ist unablässiges Erwägen und Vergleichen nöthig, um jedes Formstück auf seinen Zweck zu ergründen. Und dann die Ausführungsarbeiten: deren Schwierigkeit ist ja bei Wandmalereien, Holzschnitzereien und Eisenarbeiten genugsam bekannt. Seine Besonderheiten aber hat noch gerade der Backsteinbau. Denn während beim Hausteinbau der Anschlufs an den alten Steinbruch und an die weniger wandelbare Steinmetztechnik schon viel für das Gelingen einer Baudenkmalausbesserung verbürgt, hat

man es beim Backsteinbau mit ganz gewandelten Verhältnissen zu thun. Früher galt nur Handarbeit, heutzutage beherrscht uns die Maschine; und die Maschinenziegel und dazu die künstlichen Mörtel und unsere flüchtige neuere Bauweise überhaupt haben auch die Geschicklichkeit des Maurers beeinträchtigt und dessen Handgriffe und Aufmerksamkeit auf ganz werthlose Finessen abgelenkt, die den einfachen gesunden Grundforderungen des mittelalterlichen Backsteinmauerwerks völlig zuwider sind. Mit den heute landläufigen Mitteln der Backsteintechnik kann man bei Wiederherstellungen nichts befriedigendes ausrichten, man mufs vielmehr in unermüdlicher Belehrung und Aufmunterung — wobei natürlich eine gewisse Freiheit der Geldmittel eine willkommene Vorbedingung ist — die Fabricanten, Unternehmer, Handwerker und Arbeiter für die abweichende alte Ziegel- und Mauertechnik wieder erwärmen und einschulen. Es erklärt sich daher, dafs auch in Marienburg bei den 1882 begonnenen Arbeiten zunächst manche Unvollkommenheit sich herausstellten. Die Voruntersuchungen genügten nicht, eben Gebautes erwies sich hinterher als falsch, die Ergänzungen an Malereien und Glasfestern in der Kirche wollten nicht befriedigen, die Ziegel- und Mauertechnik fielen bei aller Sorgfalt und gerade wegen übertriebener Sorgfalt unangenehm gegen das Alte ab. Es war also ein Glück, dafs bald wegen Mangels an Geldmitteln Stockungen im Betriebe eintraten (in den Jahren 1884—1886). Diese unfreiwillige Mufse wurde benutzt, um Forschungen und Ausgrabungen in Marienburg selbst (zu vergleichen darüber die Aufsätze im Centralblatt d. Bauverw. 1885 S. 377 ff.) und in den Schlofsruinen Rheden, Schwetz, Balga und Brandenburg vorzunehmen, deren Ergebnisse in meinem Werk über „die Baukunst des deutschen Ritterordens“*) niedergelegt sind. Die Aufmalung des in Westpreufsen gelegenen, mit Marienburg gleichzeitig erbauten Doms in Culmsee gab Gelegenheit zu Erfahrungen in der Behandlung alter Bemalungen und zur Heranziehung von Kräften, welche solche Werke mit Verständnifs auffafsten. Die Backsteintechnik sowohl in Herstellung des schlichten Handstrichs wie auch der Formerei und der Thonschnitzerei wurde an Fundstücken studirt und durch neue Versuche wieder eingeübt (vgl. hierüber die in obigen Quellen enthaltenen Mittheilungen).

Im Jahre 1885 besichtigte der deutsche Kronprinz, der nachmalige Kaiser Friedrich III. die Aufdeckungen, Fundspeicher und Werkstätten in Marienburg. Seine Theilnahme und ermuthigenden Worte brachten erneutes Leben in die Sache, und auf seinen Einflufs sind die Flüssigmachung eines jährlichen Staatsbeitrags und die Bewilligung einer Lotterie zurückzuführen, durch welche das Unternehmen endlich die für seine Eigenart nöthige Geldunterlage und Freiheit der Entwicklung erlangte.

Bei dem nun seit 1886 anhebenden regeren, auf die gründliche Wiederherstellung des ganzen Hochschlosses zielenden Baubetrieb ist derart vorgegangen, dafs immer ein einzelner Baugegenstand, etwa ein Gebäudeflügel, ein Saal, ein Thurm usw., nach der bei Staatsbauten vorgeschriebenen Form veranschlagt, ausgeführt und abgerechnet ist, sodafs zu jeder Zeit eine klare Uebersicht über die Geschäftslage und eine möglichst schadlose Unterbrechung der Arbeit offen stand. Zur Herstellung des Hochschlosses gehörten bisher 40 solcher einzelnen Bauanschläge. Der grofse Zusammenhang des Werkes ist dabei durch beständige Uebersichten gepflegt, welche

*) Berlin 1885 u. 1888 bei Julius Springer.

im Anschlufs an die jährlichen Commissionssitzungen erstattet wurden, und durch ein photographisches, in mehreren Vervielfältigungen ausgegebenes Werk, in welchem die jährlichen Baufortschritte und wichtigsten Vorkommnisse erzählend und rechenschaftgebend sich zusammengestellt finden. Diese Einrichtung, welche der Anregung des bekannten Gillyschen in Skizzenform geführten Tagebuchs über den Bau der Sparwaldtbrücke in Berlin verdankt wird, hat viel zur Förderung der Theilnahme und des Verständnisses an den Wiederherstellungsarbeiten beigetragen und ist darauf berechnet, auch späteren Zeiten eine untrügliche Quelle über die jetzigen Bauvorgänge zu liefern. Es kann bei dem vorliegenden, im wesentlichen einen mündlichen Vortrag wiedergebenden Aufsatze nicht eingegangen werden auf die Einzelheiten der Entdeckungen und Bauausführungen. Es würden ja zum Verständnifs eine gröfsere Zahl von Zeichnungen nöthig sein, als der Rahmen dieses Blattes verträgt. Daher folgt nur eine Aufzählung der einzelnen Jahresaufgaben, und die Zeichnungen sind auf die Wiedergabe der drei Hauptgrundrisse des heutigen Hochschlosses und auf zwei Ansichten beschränkt, welche den Zustand skizziren, wie er dem gegenwärtigen Stand des Baubetriebs (Herbst 1896) entspricht (Abb. 5—9).

Die Arbeiten huben 1886 bei der Capitelsaal-Ecke an. Das war äufserlich der noch am besten erhaltene Theil des Hochschlosses; er enthält unten das Schlofsthor, den Thorweg, die Wachträume und ein unterkellertes Gefängnifs; darüber den reich ausgestatteten Capitelsaal und weiter oben Speicher und Wehrgänge. Aufsen schmückt ihn ein zwischen zwei Thürmen gefafster Giebelbau. Unsere Arbeit verlief nun so: Erst nahm man, von oben beginnend, alle späteren, nicht dem Mittelalter entstammenden Zuthaten heraus, versteifte alle überbleibenden alten Mauerbrocken sorgfältig mit Holz, sichtete die Fundstücke und beseitigte unten die Schuttmassen. Dann wurde von unten nach oben die gröbste Unterfangung der Mauern bezw. der Ersatz der Holzsteifen vorgenommen und oben Dach und Giebel in ursprünglicher Form aufgesetzt. Wieder von oben nach unten arbeitend, besserte man nun die Einzelheiten der Wände mit den unterdes nachgebildeten Formsteinen und Zierrathen aus, um schliefslich zum vierten und letztenmal den Weg zu machen, indem die Einwölbung der verschiedenen Geschosse sich von unten nach oben vollzog. Alle Arbeiten erfolgten in Tagelohn, und jede einzelne Aufgabe nahm wegen der Umständlichkeit des Betriebes immer zwei bis drei Jahre in Anspruch. Noch während des Fortganges am Capitelsaal begann folgenden Jahres (1887) in ähnlicher Art der Westflügelausbau. Dort liegen unten die Küchen, oben die Wohnungen des Trefslers, des Hauscomthurs und Küchenmeisters, ganz oben der Waffensöller. 1888 folgte der Südflügel: Er enthält viele geräumige Keller, Speicher und Wirthschaftsräume, in der Hauptsache aber den grofsen siebenpfeilerigen Conventsremter und die Herrenstube. Aufsen zeichnen ihn zwei reiche Giebelabschlüsse aus. 1889 Instandsetzung des Ostflügels, welcher das Schlafhaus enthält, und 1890 der Hauptthurm: eine schwierige Unternehmung, weil sorgfältige Verankerungen erforderlich waren, ehe man den neuen Dachhelm aufsetzen durfte. Endlich 1891 die Kirche mit dem Giebelkranz um den Dachfufs.

Nachdem der Bau äufserlich zustande war, kam 1892 der innere Hof mit dem mehrgeschossigen Kreuzgang und dem Brunnenhaus an die Reihe, 1893 das grofse Aufsenwerk des Herrendanskers und 1894 die Terrassen, Stützmauern, Wehrgänge und Pförtnerhäuser, und im Herbst desselben Jahres konnte gelegentlich der grofsen

MIEJSKA PUBLICZNA W ELBLĄGU

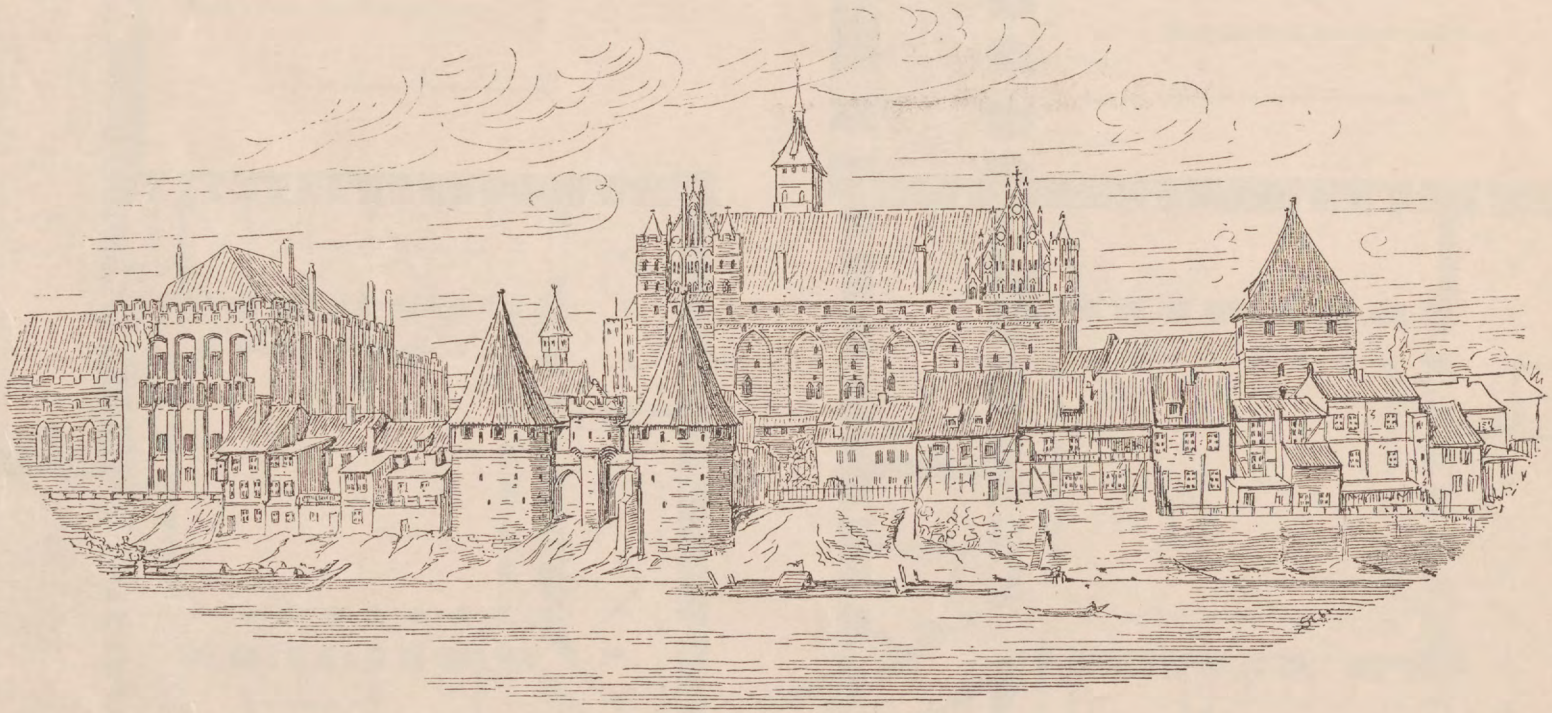


Abb. 5.

Die Marienburg 1896.

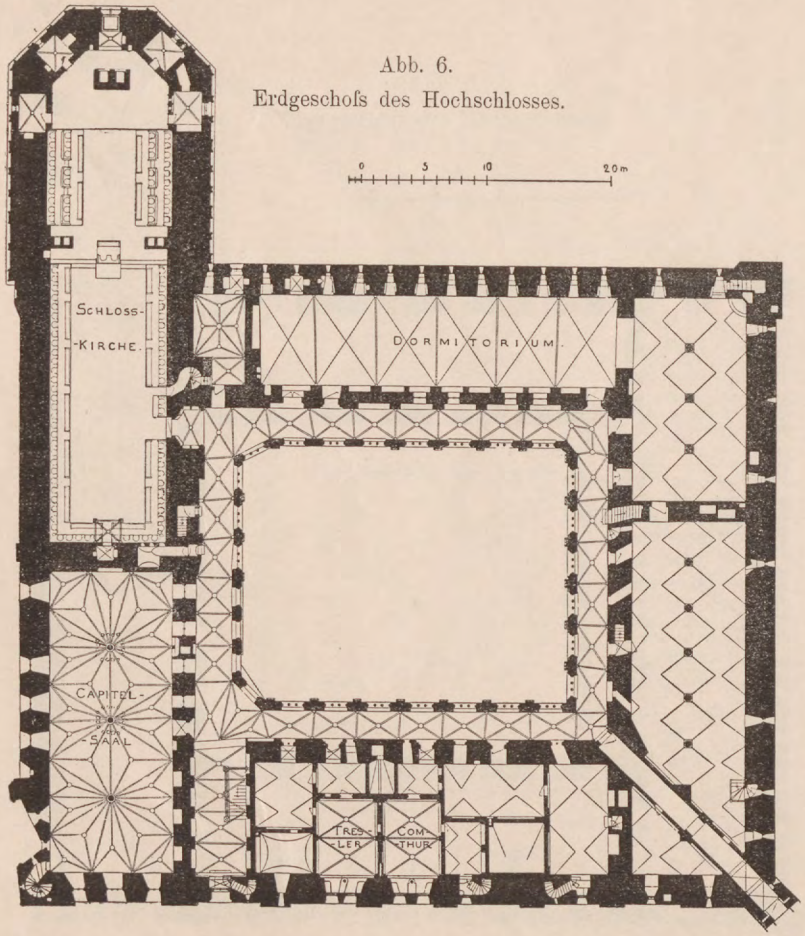


Abb. 6.
Erdgeschofs des Hochschlosses.

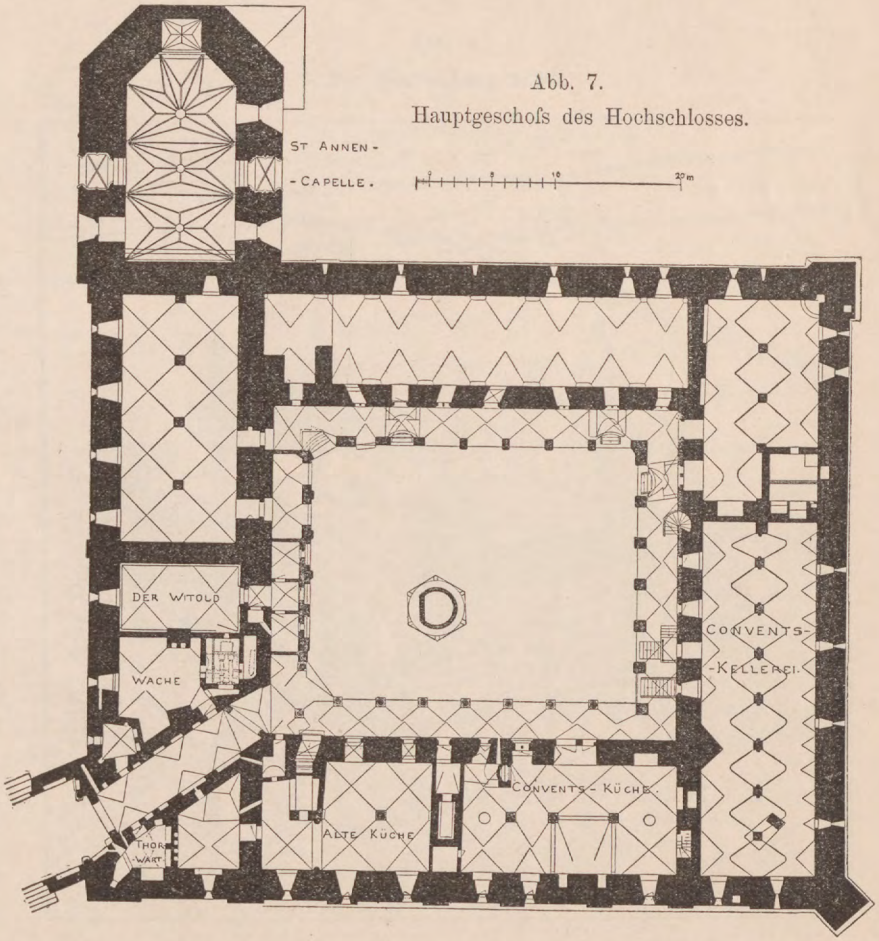


Abb. 7.
Hauptgeschofs des Hochschlosses.

Abb. 8.
Obergeschofs des Hochschlosses.

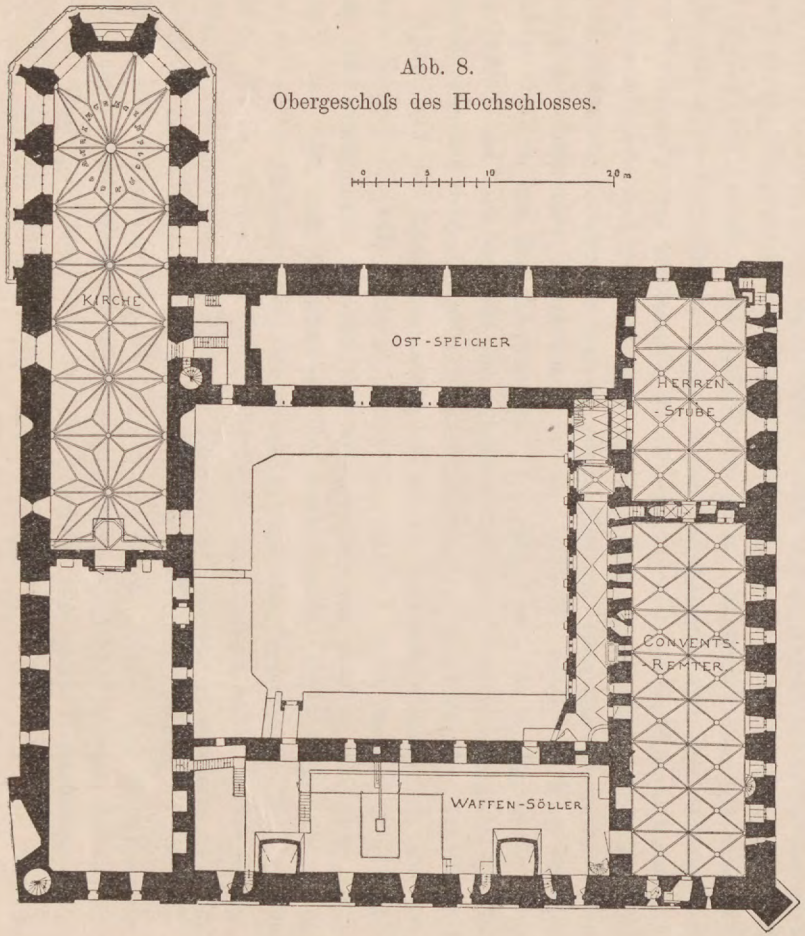
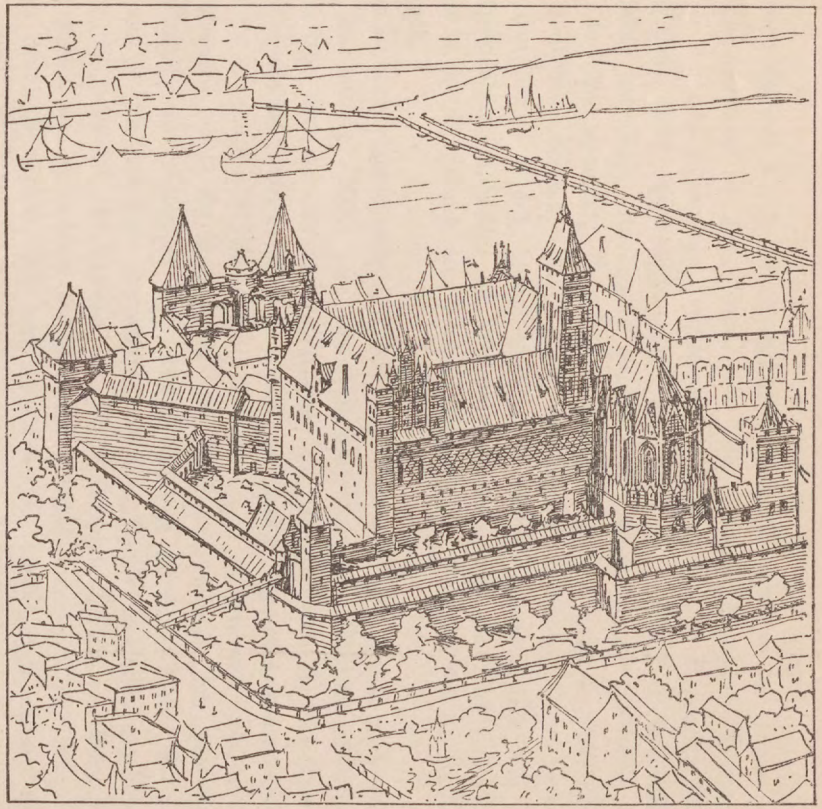


Abb. 9.
Die Marienburg 1896.



Mannöver Seine Majestät der Kaiser Einzug halten und die Vertreter der Armee und der Provinz im Schlosse zu Gaste laden. Da kam plötzlich ein eigenes Leben in den Bau. In Hof und Küche ein Treiben wie zu alter Zeit. Im Capitelsaal fand Empfang der Gäste statt. In den Conventsremtern oben im Südflügel die Kaisertafel. Das Hochschlofs hat dabei seine Probe gut bestanden und den alten Rittern und Bauherren alle Ehre gemacht. Nach der vorübergehenden Aufregung jener Tage kehrte der Baubetrieb vorerst wieder in das nothwendige bedächtige Gleis zurück. Es sind in den letzten beiden Jahren 1895 und 1896 die Annencapelle und ihr reicher Wimpergenfries vollendet, der Pfaffenthurm wieder errichtet, das Brückthor und manches in der Umgebung zum letzten Abschlufs des Hochschlofsbaues in Angriff genommen.

Noch aber mufs einer wichtigen Seite unserer Thätigkeit Erwähnung geschehen: der inneren Ausstattung. Nach der Verwaltungsverfassung des Wiederherstellungsunternehmens tritt hier der für die Aufbringung der Gelder bezw. für die Veranstaltung der Lotterie ins Leben gerufene Verein für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg in berathende Mitwirkung. Es ist infolge dessen von vorn herein nothwendig gewesen, dafs für diese Seite von der Bauverwaltung stets getrennte Vorschläge gemacht und besondere Vollmachten eingeholt wurden. Auch für diese Ausstattung galt es den Grundsatz festzuhalten: kein Schritt anders als im geschichtlichen Sinne. Es schwebte die Absicht vor, jedem einzelnen Theile der Burg das Aussehen zu geben, wie es wirklich im Mittelalter vorhanden gewesen ist. Eingang und Umgänge der Burg müssen also das mittelalterliche Vertheidigungswesen verdeutlichen: im Thore die gehäuften Verschlüsse und Sicherheitsvorkehrungen, ringsum die Wehren, Thürme, Gänge und Treppen, welche Unzugänglichkeit, Umblick und stete Vertheidigungsbereitschaft verbürgen. Zwar Küche und Keller könnten wir nicht gut wieder mit Schinken und Methfässern füllen, im Dormitorium brauchen wir nicht gerade die Bettstellen der Ritter wieder aufzufstellen, aber doch können auch diese Wirthschafts- und Diensträume mit einigem Geschick das Gepräge ihres einstigen Zweckes erhalten, und es findet sich bei dem Betriebe, der Pflege und der festlichen Benutzung Gelegenheit genug, einen Eindruck hervorzurufen, welcher die Illusion mittelalterlicher Erinnerungen bei dem Besucher wenigstens nicht täuscht. Leichter steht es mit den Haupträumen. Da gelingt es z. B. in der Kirche nach dem Befund und nach den aus der Ritterzeit und der Polenzeit erhaltenen Geräthverzeichnissen und Gebäudebeschreibungen, die Bemalung, den Fufsboden, das Gestühl, die Altäre und die Einrichtungen der Sacristeien, Sacrarien, Büfserzellen und der Sänger-Empore bis aufs einzelne getreu zu erneuern. Auch im Capitelsaal sind Reste oder Nachrichten von dem bildnerischen Schmuck, von der Bemalung, vom Gestühl und von dem Fliesenteppich in ausreichendem Maafse vorhanden, nicht weniger bei den Südsälen: dem Conventsremter und der Herrenstube. Wo aber für Malerei, Thüren, Fenster und bewegliche Stücke unmittelbare Anhaltspunkte fehlten, da ist an anderen Orten, in Klöstern, Kirchen und Museen gleichartiges aus entsprechender Zeit aufgesucht und für Marienburg archäologisch getreu — unter Berücksichtigung der neuen Verwendung — nachgebildet. Dieser Weg hat günstigere Erfolge ergeben, als wenn die vielseitigen Ausstattungsstücke zu sehr aus eigener Phantasie geschöpft wären, wie das der Architekt bei vielen Wiederherstellungen und mittelalterlichen Einrichtungen — schon aus Zeit- und Geldmangel — zu thun

gezwungen ist. — Wie kann wohl auch von einem Kopfe heute das sachgemäfs neu ersonnen werden, was in alter Zeit das Ergebnifs tausendjähriger Entwicklung und Schulung war? — Dagegen ist die selbstverleugnende Anlehnung an das gute Alte bei solchen Aufgaben weit dankbarer und sichert weit gediegenere Erfolge; denn die ehrliche, pietätvolle Nachahmung zwingt sowohl den Architekten wie den Kunsthandwerker zu eingehendem Studium der alten Kunstwerke und erschliefst dadurch erst die Geheimnisse der alten Kunst- und Handwerksbräuche, ja der Culturzustände überhaupt. Hier sei der treuen Mitarbeiter an dem Werke Erwähnung gethan: der Bildhauer Prof. Behrend in Berlin, Schöneseiffer in Marburg, H. Schmitz in Köln; der Maler Prof. Schaper in Hannover, Aug. Grimmer †; des Glasmalers Prof. Haselberger in Leipzig und der zahlreichen Kunsthandwerker.

Als zweites Mittel zur Ausstattung ist die Belebung eines Theils der Räume durch Sammlungsgegenstände in Aussicht genommen, welche Bezug haben auf den Orden, das Ritterwesen und in weiterem Sinne auf das Mittelalter des Ordenslandes. Es ist z. B. gelungen, eine im Ordenslande entstandene werthvolle, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zusammengebrachte Waffensammlung — die des Herrn Theodor Blell, ehemals in Tüngen O.-Pr. — zu erwerben, und im Anschlufs daran ist der Anfang einer Werkstätte für die weitere Beschaffung belehrender Nachbildungen entstanden. In der Trefslerwohnung wird eine das Münzwesen des Ordens und Preufsens behandelnde Sammlung Aufstellung finden, die durch hochherzige Schenkung seitens des Geheimen Sanitätsrathes Dr. Jaquet dem Schlosse zugewandt ist. Für den Pfaffenthurm plant man Unterbringung des Schlofsarchivs, und an anderen geeigneten Stellen werden bereits beschaffte Abgüsse von Bildwerken, Grabsteinen, Inschriften, welche auf den Orden Bezug haben, ihre Aufstellung finden.

Vorerst sind freilich erst die Südsäle leidlich fertig, während in anderen Räumen des Hochschlosses noch die Arbeit fortdauert. Es geht eben mit solchen künstlerisch-archäologischen Aufgaben nicht im schnellen Schritte: „Gutes Ding will Weile haben“ Dafür sind aber die Bauabsichten schon in das Mittelschlofs vorgedrungen. Die Aufklärungsarbeiten und Entwürfe für die Gastkammern im Ostflügel des Mittelschlosses sind im Gange, der Nordflügel ist vom früheren Nutzniefser, dem Militärfiscus, jetzt zurückgekauft und kommt nächstes Jahr in den Bereich des Baubetriebs. Jährlich trifft Seine Majestät der Kaiser, wenn er in den Jagdgründen Ostpreufsens Erholung sucht, auf dem Bau ein, nimmt aufmunternd und fördernd bis ins einzelne Antheil an den Schwierigkeiten wie an den neuen Entdeckungen und Fortschritten und erfüllt die Mitarbeit aller mit dem erhebenden Gefühl seiner Anerkennung; und so dürfen wir bei solcher Zeiten Gunst wohl hoffen, dafs in absehbaren Jahren auch das Hochmeisterschlofs seine Vollendung erfährt: getreu in alter Gestalt, erhoben aber zu neuen, monumentalen Würden als Kaiserliches Schlofs.

BIBLIOTEKA PUBLICZNA ELBLĄG

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Adler, F., Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des Preufsischen Staates. Vollständig in 12 Heften mit 120 Tafeln in Kupferstich, Lithographie und farbigem Druck. Mit historischem und erläuterndem Text und vielen eingedruckten Holzschnitten. gr. Fol. Erschienen sind die Hefte I—XI. Heft I—X à 10 M.
Heft XI 13 M.

— — Baugeschichtliche Forschungen in Deutschland. Abtheilung I: Die Kloster- und Stiftskirchen auf der Insel Reichenau. Mit 5 Kupfertafeln. gr. Folio. steif geh. 10 M.
Abtheilung II: Früh-Romanische Baukunst im Elsafs. Mit 4 Kupfertafeln. gr. Fol. 1879. steif geh. 10 M.

— — Die Stoa des König Attalos II. zu Athen. Mit 7 Tafeln und 3 Holzschnitten. gr. Folio. 1875. steif geh. 8 M.

Ahlburg, Die Klosterkirche zu Riddågshausen. Mit 3 Kupfertafeln. gr. Folio. steif geh. 6 M.

Arntz, L., Die Burg in Coblenz. kl. Folio. Mit 4 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 1896. 6 M.

Bauwerke, die kunstgeschichtlich-merkwürdigsten, von Beginn der altchristlichen Architektur bis zur Blüthe der Renaissance. Zusammengestellt von jüngeren Mitgliedern des Architekten-Vereins. 60 Blatt. Doppelfolio. steif geh. 28 M.

Blankenstein, H., Der Bau der evangelischen Kirche als Aufgabe Schinkels und unserer Zeit. Festrede zum Geburtstage Schinkels am 13. März 1868 gehalten. gr. 8. geh. 0,50 M.

Brecht, P. R., Das Kloster Chorin. Mit 7 Abbildungen. Folio. steif geh. 6 M.

Brunnen, der schöne, in Nürnberg. Aufgenommen und gestochen von Paul Ritter. gr. Folio. Mit Text von Professor R. Bergau. 8. 1871. 4 M.

Cohausen, A. v., Der alte Thurm zu Mettlach. Eine Polygonalkirche nach dem Vorbilde des Aachener Münsters aus dem Ende des 10. Jahrhunderts. Mit 5 Kupfertafeln und 16 in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 4. 1871. geh. 4 M.

Cremer, Albert, Die Herstellung der Domkirche in Limburg a. d. Lahn. Mit 9 Kupfertafeln und vielen Holzschnitten. gr. Folio. 1874. steif geh. 14 M.

Denkmäler der Baukunst. Zusammengestellt, gezeichnet und herausgegeben von Studirenden der Königlichen technischen Hochschule Abtheilung I zu Berlin. Erschienen sind 26 Lfg. gr. Folio. Lfg. 1—25 je 5 M.
Lfg. 26, Jubiläums-Lieferung, 6,50 M.

Durm, J., Dr., Die Domkuppel in Florenz und die Kuppel der Peterskirche in Rom. Zwei Grofsconstructionen in der Italienischen Renaissance. Mit 4 Kupfertafeln. Folio. 1887. Pappband. 10 M.

— — Das Heidelberger Schlofs. Eine Studie über die Meister, die ursprüngliche Gestalt des Otto-Heinrichs-Baues und die Frage der Wiederherstellung. Mit Zeichnungen. 4. 1884. geh. 3 M.

Entwürfe zu Kirchen-, Pfarr- und Schulhäusern. Zum amtlichen Gebrauche herausgegeben von der Königlich Technischen Bau-Deputation zu Berlin durch Soller, Stüler, Busse. 78 Tafeln in Kupferstich und farbigem Druck. Dritte Auflage. gr. Folio. Text 4. In Mappe. 80 M.

Hasak, Haben Steinmetzen unsere mittelalterlichen Dome gebaut? gr. 8. geh. 90 Seiten Text und 18 Abbildungen. 1895. 4 M.

— — Die Predigtkirche im Mittelalter. gr. 8. 36 Seiten. 1893. 2 M.

— — Zur Geschichte des Magdeburger Dombaues. 4. Mit 12 Abbildungen und 4 Lichtdrucktafeln. steif geh. 2,50 M.

Herrmann, H., und **Reichert, G.,** Schlofs und Domkirche zu Marienwerder. Mit 3 Kupfertafeln. Folio. steif geh. 8 M.